

Apartheid in Europa

von Sabine Tropp

seen.by.spiegel.de, Juli 2009

Toleranz ist ein Luxusgut: Werden die Zeiten schlechter, nimmt sie ab. Dann wird gerne nach anderen getreten, müssen Sündenböcke her, am besten vom Rand der Gesellschaft. In Ungarn marschieren derzeit Rechtsextreme auf und hetzen gegen Roma. Der Däne Joakim Eskildsen hat den Alltag dieser Minderheit festgehalten.

Im Jahr 2000 brachen Joakim Eskildsen und seine Frau Cia Rinne zu einem großen Abenteuer auf. Ihr Ziel waren Romasiedlungen in Ungarn, Finnland, Griechenland, Frankreich, Rumänien, Russland und Indien. Über einen Zeitraum von sieben Jahren tauchten sie in den Alltag einer über viele Länder verstreuten Minderheit ein und erlebten Menschen, die tagtäglich gegen Vorurteile und Diskriminierung kämpfen, aber nie den Stolz auf ihre Herkunft und den Lebensmut verlieren.

*Was war der Anlass für die „Romareisen“?*

Cia und ich hatten 1999 das Projekt „iChickenMoon“ über die Apartheid in Südafrika beendet. Nach unserer Rückkehr ließen uns die Gedanken über die Bedeutung von Hautfarbe und Aussehen als rassistische Angriffsflächen nicht mehr los. Uns wurde klar, dass auch in Europa eine Art Apartheid existierte, deren Zielscheibe die Roma sind. Zufälligerweise erzählte uns damals ein Freund von einer Roma-Siedlung im nordöstlichen Ungarn. Wir reisten dorthin und verliebten uns auf Anhieb in diese Gegend. Wir durften vier Monate bei der Mutter seines Roma-Freundes wohnen und ihren Alltag teilen. Immer wieder kehrten wir dorthin zurück. In den Pausen zwischen den Aufenthalten lasen wir alles, was es an Literatur über die Roma gab und beschlossen, auch außerhalb Ungarns auf die Suche nach Siedlungen zu gehen.

*Worin sehen Sie die Parallelen zwischen dem Leben der Schwarzen in Südafrika und dem der Roma?*

Sie mussten ebenfalls wegen ihrer Hautfarbe und Kultur seit jeher um ihr Überleben in den herrschenden Gesellschaftssystemen kämpfen. Jahrhunderte lang wurden die Roma systematisch ausgerottet. Noch heute halten sich häufig illegal in Ländern auf, um überleben zu können. Sie sind an vielen Orten Europas und der Welt von Bürgerrechten ausgeschlossen, oft nur geduldet. Ich glaube, darin bestehen die Parallelen zur Apartheid. Die Roma sind Bürger zweiter Klasse, ohne Anspruch auf Schulbildung oder soziale Einbindung. Es macht wütend mitanzusehen, unter welch schrecklichen Bedingungen beispielsweise die Menschen in Ungarn oder Rumänien leben müssen. Aber fast genauso schlimm waren die zum Teil sehr rassistischen Reaktionen sogenannter intellektueller Freunde, als wir ihnen von unseren Plänen zu den Romareisen erzählten.

*Ihre Bilder strahlen eine große Intensität und Nähe aus. Wie haben Sie das Vertrauen der Roma gewonnen?*

Sie erkennen schnell, ob du ein guter Mensch bist, wenn du ihr Essen isst, in ihrem Haus schläfst, mit ihnen arbeitest und mit ihren Kindern spielst. Ihr Gespür ist sehr fein, was die wahren Motive hinter deinem Interesse angeht. Sie haben eine Menge Erfahrung mit Menschen, die einfach nur Stereotypen bedienen wollen, die nicht offen und ehrlich sind. Wir hatten immer ein Sketchbook mit unseren früheren Arbeiten dabei. So konnten wir zeigen, dass es uns nicht um Armut und Elend, sondern um die Individuen geht.

*Was ist an dem Klischee dran, dass Roma immer in armseligen Verhältnissen leben?*

Natürlich sind die Umstände, in der viele Roma leben, oft sehr ärmlich. Besonders in Russland, wo es für sie sehr schwierig ist, überhaupt etwas zu essen zu organisieren. Aber wir trafen ebenso viele Menschen, die in ordentlichen, sauberen Verhältnissen leben, was auch auf einigen meiner Bildern deutlich wird. Allein in Europa gibt es mittlerweile mehr als zwölf Millionen Roma. Das bedeutet viele unterschiedliche Leben, die sich in unsichtbare und sichtbare Roma aufteilen. Ich habe mich bei meiner Fotoreihe auf die sichtbaren konzentriert, die man sofort auf der Straße erkennt. Sie sind natürlich oft arm. Die anderen, die unsichtbaren, führen ein schönes Leben, haben ein geregeltes Einkommen und sind perfekt integriert. Sie sind Doktoren, Richter, Verleger, Professoren oder Geschäftsleute. Aber sie verheimlichen in der Öffentlichkeit ihre Identität. Roma wird nur zuhause gesprochen und auch nur dort leben sie ihre Traditionen.

*Glauben Sie, mit Ihrer Arbeit gängige Sichtweisen verändern zu können?*

Ich hoffe, mit meinen Fotos das bisher herrschende Bild über Roma aufbrechen und komplexer zeichnen zu können. Ich zeige Menschen voller Lebensfreude, trotz Rassismus und all der anderen Probleme. Man fühlt förmlich ihren Stolz, nicht schon wieder als Opfer dargestellt zu werden, in zerlumpte Kleidern, auf dem Arm ein weinendes Kind mit laufender Nase. Sie blicken wie Könige und Königinnen, selbst vor dem schäbigsten Hintergrund. Ich habe soviel unterschiedliche Lebensstile gesehen: kultivierte, feingeistige Roma, darunter einen Kunsthändler und einen Opernsänger. Im Kontrast dazu Menschen, die auf der Straße dahinvegetieren, ständig hungern, noch nie zur Schule gegangen sind und ihr ganzes Leben wie ein Stück Dreck behandelt wurden. Sie dürfen einfach nicht übersehen werden. Wenn allerdings bei den Wohlhabenden und Integrierten das Äußere Rückschlüsse auf die Identität zulässt, hilft auch der Reichtum nicht mehr gegen Diskriminierung. Gerade hielt eine rechtsradikale ungarische Partei Einzug ins Europaparlament, die Anti-Roma-Parolen propagiert. In ganz Europa gibt es seit einiger Zeit einen erschreckenden Rechtsruck. Ich habe viele Roma sehr beunruhigt erlebt. Nicht die auf der Straße. Die können nicht lesen und schreiben, aber die Elite.

*Sie verwenden in den „Romareisen“ bei vielen Motiven kräftige und strahlende Farben. Steht dies nicht im Widerspruch zu dem dokumentarischen Anspruch?*

In erster Linie bin ich Künstler und kein Kämpfer für Menschenrechte. In meinen Bildern geht es vor allem um Farben, Licht und die allgemeinen Fragen des Lebens. Natürlich kann man mir vorwerfen, die Bilder seien zu schön und nicht kritisch genug. Aber Schönheit kann sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen abspielen, auch innerhalb eines kritischen Rahmens. Sie ist für mich eine Art Sprache, in der meine Geschichten ausgedrückt werden. Aus diesem Grund habe ich sie mir als meinen ganz persönlichen Fingerabdruck zu eigen gemacht.